kulissenhaft zusammengebaute Umwelt das Ihre beiträgt. Denn diese Umwelt ist nicht in die rechte lebendige Beziehung gebracht zum Tiger, das ist nicht jenes scheue, verborgene Beisammen und Ineinander unberührter Natur und ihres Geschöpfes. Und doch kann das Bild wieder entzücken durch die sichere Meisterschaft der Zeichnung des Tieres, die unübertreffliche Charakterisierung des weichen Felles in seinen zarten Farbkontrasten, der schmiegsam-elastischen Körpersilhouette und des höchst ausdrucksvollen, auf knappste Formel gebrachten Kopfes.

UMSCHAU

ZUR LAGE IN CHINA

VON GUSTAV AMANN

Der Bericht der Völkerbundskommission über die Mandschureifrage ist soeben erschienen und nimmt nun seinerseits zur Zeit die politische Ausschau bis zur Ausschließlichkeit in Anspruch. Die erste Auflage von 5000 Exemplaren des vollständigen Textes in chinesischer Sprache ist in einem Tage vergriffen worden. Dem Bericht, den Lord Lytton abgeben würde, ist ja auch seit langem wie einem Urteil entgegengesehen worden, und er zieht nun auch die Maschen des Schicksals, das über China schwebt, um so viel enger, daß Regierung wie Volk wohl alle Aufmerksamkeit auf ihn richten dürfen.

Die ersten Kapitel des Berichtes zeichnen mit kurzen Strichen die politische Evolution der chinesischen Nation vom Fall der Mandschu-Dynastie bis zur Errichtung der Nationalen Regierung in Nanking und weisen auf die politischen und ökonomischen Rechte, die erst Rußland, dann Japan in der Mandschurei erworben haben. Wir dürfen indessen diesen Hintergrund des gegenwärtigen Mandschureikonfliktes bei unseren Lesern als aus der Geschichte Chinas bekannt voraussetzen; vielen werden der Russisch-Japanische Krieg und der Friede von Portsmouth sowie die Evolution in China seit 1911 kontemporäre Ereignisse sein. — Dann ist in prägnanten Sätzen geschildert, welcher Zwiespalt in der Mandschurei zwischen erfolgter chinesischer Masseneinwanderung einerseits und den zugewanderten Minoritäten (Japaner, Koreaner) andererseits eben aus diesem Hintergrund hervorgetreten ist; die alterierenden Reibungen in ökonomischer wie in politischer Hinsicht zwischen den so gegebenen Bevölkerungselementen und ihren Regierungen sind umrissen, und schließlich sind die Ereignisse, die dem Einmarsch der Japaner in die Mandschurei vom 18. September 1931 unmittelbar vorangingen und nachfolgten, und die Absicht, diese chinesischen Provinzen zum Vorfeld der Landesverteidigung zu machen, das wirkliche Motiv Japans zu der Besetzung, in dem Berichte charakterisiert. Auch mit all diesen Vorgängen sind aber unsere Leser durch die fortlaufenden Referate (siehe auch Zeitschrift für Geopolitik VIII/8 über den Kommunismus in China und IX/3 China im Mandschurei-Konflikt) in unserer Zeitschrift bereits übereinstimmend bekannt. Am wichtigsten sind die Schlüsse und Urteile, die die Völkerbundskommission im Lytton-Bericht aus den genannten Gegebenheiten ableitet und ausspricht. Die Chinesen erkennen den Bericht einstimmig darin als gerecht an, daß er nicht nur die Souveränität Chinas über die Mandschurei für im Friedensschluß von Portsmouth anerkannt erklärt, sondern auch sagt, daß die Mandschurei zugegebenermaßen ein Teil Chinas war und bei der Besiedelung durch chinesische Bauern auch unabänderlich chinesisch bleiben wird. Gerecht wird der Bericht von den Chinesen auch einstimmig darin empfunden, daß er die Okkupation als im Rahmen eines Selbstschutzes Japans nicht notwendig, vielmehr als eine planmäßige Aggression und auch die Selbständigkeitserklärung der Mandschurei nicht als spontane Lostrennung der Bevölkerung vom chinesischen Staatswesen, sondern von gewissen japanischen militärischen wie zivilen Kreisen erdacht, organisiert und durchgeführt bezeichnet. Hoffnung und Erwartungen auf positive Nothilfe durch den Lytton-Be-

richt finden maßgebende chinesische Staatsmänner in dem Passus, der feststellt: „Die Gesichtspunkte, welche die Vertreter der Mächte bei der Washington-Konferenz leiteten, haben noch immer ihre Gültigkeit. Es ist heute, wie 1922, noch im Interesse der Mächte, beim Aufbau Chinas zu helfen und Chinas Souveränität und territoriale wie administrative Integrität als für Erhaltung des Friedens unentbehrlich zu bewahren." —

Der Präsident des Exekutivrates der Nationalen Regierung von China, Wang Ching-Wei, hat aber die nationale Auffassung im übrigen in die Worte gefaßt: „Es ist bedauerlich, daß die Maßnahmen für eine Lösung des Konfliktes (mit Japan), wie sie die Kommission vorschlägt, nicht ganz mit dem Sachverhalt konsistent scheinen, der doch so einwandfrei erfaßt worden ist." — In gleichem Sinne hat der einflußreiche Kuomintang-Führer Sun Fo, der Sohn Sun Yat-Sens, den Lytton-Bericht als „widerspruchsvoll" gekennzeichnet, und der Politische Rat des Südwestens (Kanton) fügte dem hinzu, die vorgeschlagenen Maßnahmen seien „schlimmer als die 21 Forderungen Japans im Jahre 1915".

Für westliches Denken ist nun der Bericht logisch genug. Der chinesischen Mentalität ist es jedoch ein Widerspruch, zuerst von dem Einmarsch der Japaner als einer „gewaltsamen Wegnahme eines großen Landstriches, der unbestreitbar chinesisch war", und dann im selben Bericht davon wieder als getragen von „unbezweifelbarem Idealismus und großer Opferwilligkeit" für Herstellung von Ordnung in der Mandschurei zu lesen und schließlich gar die vorgeschlagenen Maßnahmen in der Rücksicht hierauf zu nicht geringem Teil begründet zu sehen. Muß die chinesische Auslegung der Absichten der Kommission dabei nicht die sein, der wiederum Wang Ching-We tatsächlich Worte gegeben hat, daß die vorgeschlagenen Maßnahmen, „um Japan zu beruhigen", und nicht, um Chinas Recht und Billigkeit zu dienen, aufgestellt worden sind? — Widersprechend ist für chinesische Begriffe auch, den Willen zur Wahrung der Souveränität und administrativen Integrität zu beteuern und dann Demilitarisierung und ein Regime unter Fremdenaufsicht für die chinesischen Provinzen als Maßnahmen vorzuschlagen. Es geht aber die westliche politische Logik noch einen Schritt weiter und sagt: „Weil die gegenwärtige politische Instabilität in China ein Hindernis für eine Freundschaft mit Japan und eine Beunruhigung für den Rest der Welt, die Erhaltung des Friedens im Fernen Osten aber von internationaler Bedeutung ist und weil die Voraussetzungen (für ein befriedigendes Regime in der Mandschurei) ohne eine starke Zentralregierung in China nicht gegeben sind, so ist das letzte Erfordernis für eine zufriedenstellende Lösung (des Konfliktes mit Japan) eine zeitweise internationale Kooperation beim internen Aufbau Chinas, wie sie Sun Yat-Sen vorgeschlagen hat." — Sun Yat-Sen hat nun wohl einmal davon gesprochen, daß er für eine redliche Kooperation der Fremdmächte zu politischem Neuaufbau Chinas das Wort führen würde. Aber die fremden Mächte haben den Zeitpunkt dafür ungenützt vergehen lassen, und in der schriftlichen Hinterlassenschaft Sun Yat-Sens ist nur noch von Heranziehung des Auslandes mit Kapital zur ökonomischen Erneuerung Chinas die Rede. (Siehe: Zeitschrift für Geopolitik IX/8 und 9.) Die Spur jenes Impulses Sun Yat-Sens zu politischem Vertrauen in die Mächte ist längst verweht. Politische Stabilität in China ist aber ja auch wurzelfest nur durch wirtschaftlichen Aufschwung des Landes gründbar, und die Völkerbundskommission zielte mit ihrem Passus auch sicherlich auf wirtschaftliche Kooperation bei der weitgehend staatseigen gedachten Industrialisierung des Wirtschaftslebens des neuen China nach Sun Yat-Sens Plan. Das ist indessen in dem Bericht nicht ausdrücklich gesagt, und daher scheint er vielen Chinesen schlimmer zu sein als seinerzeit die 21 Forderungen Japans.

Mit der Begründung, daß der gegenwärtige Zustand in der Mandschurei, also die Mandschukuo-Regierung gestützt durch japanische, militärische und politische Macht mit allen den bekannten Folgen, einem dauerhaften Frieden im Fernen Osten im Wege stehe, fordert der Lytton-Bericht China und Japan auf, Verhandlungen miteinander aufzunehmen zu dem Ziel:

1. Für die drei Ostprovinzen Chinas eine beiden Nationen genehme Sonder-Administration aufzustellen, die die Souveränität Chinas anerkennt, deren

provinziale Verwaltung aber sonst autonom und von fremden Ratgebern maßgebend geleitet sein soll, und zwar vorwiegend von japanischen Beratern. Es soll dabei das ganze Mandschureigebiet militärisch, sowohl von China als von Japan, geräumt und unter den Polizeischutz einer neutralen Gendarmerie gestellt sein, deren Kommandant vom Völkerbund zu ernennen wäre, wie auch der oberste Zivilberater vom Völkerbund vorgeschlagen sein soll.

2. Über die japanischen Interessen in der Mandschurei einen neuen Anerkennungsvertrag abzuschließen, der japanischen Untertanen, einschließlich Koreanern, das Siedlungsrecht gewährt und die Frage einer einheitlichen Kontrolle über die Eisenbahnen regelt.
3. Einen gegenseitigen Hilfeleistungs- und Nichtangriffspakt einzugehen, der zugleich ein Arbitrations-Tribunal für alle zukünftigen chinesisch-japanischen Streitfälle vorsehen soll.
4. Einen Handelsvertrag nach dem Prinzip der Offenen Tür zu vereinbaren.

Rußlands Interessen sollen dabei durch einen russisch-japanisch-chinesischen Nichtangriffspakt sichergestellt werden.

Das sind in großen Zügen die vorgeschlagenen Maßnahmen, die, wie gesagt, zunächst einmal von der öffentlichen Meinung Chinas, und auch Japans, wenig gunstvoll aufgenommen worden sind.

Abgeschlossen 27. 10. 1932.

EHRUNG HU SCHÏS DURCH DEN DEUTSCHEN GESANDTEN HERRN DR. TRAUTMANN

Im letzten Hefte (Jahrgang VII 1932, Heft 6) hatten wir der Ernennung Dr. Hu Schïs zum korrespondierenden Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften ausführlich gedacht. Die Ernennungsurkunde wurde ihm durch die Gesandtschaft zugestellt und der Deutsche Gesandte in China, Herr Dr. Oskar P. Trautmann, gab am 22. September 1932 ein Essen zu Ehren Hu Schïs. Eine Reihe prominenter Vertreter der chinesischen und der deutschen Wissenschaft waren unter den Geladenen. Gegen Ende der Tafel brachte der Herr Gesandte einen Toast aus, in welchem er ungefähr folgendes ausführte:

„Dr. Hu Schï! Meine Herren!

Ihre Ernennung, Herr Hu Schï, zum korrespondierenden Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften ist sowohl in Deutschland wie auch in China mit der größten Befriedigung aufgenommen worden. Es ist das erste Mal in der Geschichte, daß wir den Namen eines chinesischen Gelehrten in die Mitgliederliste der Akademie eingetragen finden, aber ich möchte bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, daß es nicht das erste Mal ist, daß wir die Preußische Akademie sich in Beziehung zu China setzen sehen.

Der geistige Vater der Preußischen Akademie der Wissenschaften war der große deutsche Philosoph Leibniz. Seine Idee war, vermittels der Akademie die geistige und kulturelle Berührung mit dem chinesischen Reich herbeizuführen. Leibniz ist der erste gewesen, der die große Bedeutung der chinesischen Gesittung für die Entwicklung des Westens erkannt hat. Er hatte ja selbst die Lehren der chinesischen Philosophen studiert und stand im Briefwechsel mit dem Jesuitenpater Grinaldi, der so viele Jahre in China gelebt hat. So gab er denn auf Grund seiner Kenntnis von China seine „Novissima Sinica" heraus, die damals in Europa ungeheueres Aufsehen erregten. Seine Leitidee war, daß die spirituellen Werte des Ostens die geistige Entwicklung im Westen bereichern sollten. Mit der von ihm in Berlin gegründeten wissenschaftlichen Gesellschaft beabsichtigte er die „Organisierung aller wissenschaftlichen Arbeiten und die Einreihung aller intellektuellen Kräfte in den Dienst produktiver Tätigkeit". Wie uns Harnack in der Geschichte der Berliner Akademie berichtet, erstrebte Leibniz die Erschließung Chinas und den wechselseitigen Austausch der Zivilisation zwischen China und Europa. Er wollte vermittels der Beziehungen, die bereits zwischen Preußen und Peter dem Großen existierten, den spirituellen Weg über Rußland zu diesem Lande bauen, das ihn so anzog, zu China. Die Gründung, die er inspirierte, nämlich die Preußische Akademie der Wissenschaften, war als Meilenstein auf diesem Weg gedacht.

Leibniz besaß ein Format des Geistes, das wir universal nennen dürfen. Er erkannte, daß bei der Verstärkung und Vertiefung der Beziehungen zwischen Nationen und Individuen die Philosophie beanspruchen darf, eine hervorragende Rolle zu spielen.

Die Preußische Akademie hat daher ganz im Geiste ihres Gründers gehandelt, wenn sie nunmehr Sie, Dr. Hu Schï, zu ihren Mitgliedern rechnet.

Ich muß der Versuchung widerstehen, eine Aufzählung Ihres großen Lebenswerkes zu geben, seitdem Sie im Alter von 16 Jahren Ihren ersten Beitrag zu der Schanghaier Zeitschrift „Der Kampf" geliefert haben...

Sie sind einer der ersten gewesen, wenn nicht überhaupt der erste, der nach einem Weg der Befreiung von den unerträglichen Fesseln gesucht hat, durch die das chinesische Denken eingeengt gewesen ist. Es war die Sprache einerseits, die in den mitteldeutschen Kanzleien gebraucht wurde, und die Sprache andererseits, die der Mann auf der Straße sprach, welche Martin Luther als das geeignete Medium erachtete, seine Ideen unter den deutsch sprechenden Stämmen auszubreiten..... Sie, mein Herr, haben diese Sprache in dem wundervollen Schatzhaus der chinesischen Dichtungen, Novellen und Dramen und in der Sprache des täglichen Lebens gefunden. In Ihrem Standardwerk „Geschichte der chinesischen Philosophie" haben Sie Ihre Meisterschaft in der Verwendung dieser „neuen alten" Sprache gezeigt und besser als durch alle Theorien bewiesen, wie geeignet diese Sprache war, Gedanken über die abstraktesten Gegenstände auszudrücken; und hierdurch haben Sie viele ermutigt, die bis dahin noch schwankten, und viele belehrt, die bis dahin noch glühende Gegner eines Unterfangens waren, das ihnen als Sakrileg erschien.

Alle Schöpfung ist mit Zerstörung verknüpft, und vieles, was Ihnen, was Ihren Landsleuten, was sogar uns teuer ist, muß dem Neuen Platz machen. Selbst Goethe, der besonders in den späteren Jahren an den klassischen Idealen festhielt, mußte zugeben, daß die Menschheit das Recht hat, von Zeit zu Zeit die Grundlage ihrer Zivilisation umzubauen. Sie haben diese Notwendigkeit erkannt und den Boden für das neue Gebäude mit einer Klarheit, mit einem Mut und mit einer aufrichtigen Überzeugung bereitet, die allgemeine Bewunderung bewirkt haben. Frei von Vorurteilen, frei von den Fesseln einer verflachten Tradition, unerschüttert durch die Angriffe der Gegner sind Sie Ihren Weg gegangen, so schwer er auch manches Mal gewesen sein mag.

Aber hätte dies alles angesichts einer Welt überhaupt zum Erfolg führen können, wenn nicht Bücher das chinesische Denken von Grund aus revolutioniert hätten?

Ihre „Geschichte der chinesischen Philosophie" scheint uns ein neues Licht auf viele Probleme der zeitgeschichtlichen Philosophie werfen zu wollen. Ihre Essays, Ihre „Geschichte Dai Dschens", eines Zeitgenossen Kants und eines Genies, das vielleicht mit Leibniz zu vergleichen ist, und nicht zu vergessen Ihre „Geschichte der lebenden Literatur in China", all dies sind wahre Quellen der Belehrung und ich hoffe nur, daß sie bald in deutscher Sprache erscheinen[1]. Denn seit den Tagen der Romantik rühmen wir uns, die Stimme wahrer Poesie zu verstehen, in welchem Land auch immer sie erklingen mag.

Ihre Werke sind von einem großen Geist durchdrungen, dem Geist der Kritik und der historischen Forschung. Sie zeigen Ihren Landsleuten heute und für alle Zeit, welche Werte sie besitzen, um die chinesische Zivilisation wieder aufzubauen, Sie zeigen den Ausländern und besonders uns Deutschen die großen spirituellen Werte des chinesischen Volkes und haben so für alle von uns, die zu lauschen verstehen, unseren Horizont erweitert, unser Leben bereichert und unser gegenseitiges Verständnis vertieft.

Ihre Arbeiten, Dr. Hu Schï, auf dem Gebiet der Wissenschaft finden ihre Ergänzung in dem, was Sie als einer von Chinas hervorragendsten politischen Schriftstellern getan haben, um über die Fragen der gegenwärtigen Politik Licht zu verbreiten. Beide Tätigkeiten hängen auf das engste zusammen.

Der deutsche Schriftsteller Bulffinger, der im Jahrhundert der Aufklärung ein Buch über chinesische Philosophen geschrieben hat, beachtete vor allem an China die Einheit von Politik und Moral. Er sah in China — wie

[1] Das China-Institut beabsichtigt, die „Geschichte der chinesischen Philosophie" von Hu Schï in der nachgelassenen Übersetzung von Richard Wilhelm demnächst herauszubringen. Anm. d. Herausg.

es fast alle Aufklärer jener Zeit taten — das beneidenswerte Land, in welchem die Könige wirklich Philosophen waren.

Heute kennen wir die Wahrheit und wissen, daß auch in China die Könige sehr oft die Philosophie beiseite gelassen haben. Und so möchte ich gerne den Ausspruch von Bulffinger umdrehen und mit Platon sagen, daß „der Staatszustand zu erstreben ist, in welchem Philosophen die Rolle der Könige spielen."

In diesem Sinne wurde der Trinkspruch ausgebracht, und Dr. Hu Schï erwiderte in liebenswürdiger Weise, wobei er mit großer Bewunderung von der deutschen Wissenschaft, insbesondere von der historischen, und ihrer kritischen Methode sprach und seinem Dankesgefühl für die Ernennung durch die Preußische Akademie Ausdruck verlieh.

V. K. TING
ZUR CHINESISCHEN LAGE

Professor V. K. Ting, der bekannte Pekinger Geologe und frühere Oberbürgermeister von Großschanghai, hat in der Zeitschrift Du Li Ping Lun, „Unabhängige Erörterungen", die er zusammen mit Hu Schï herausgibt, zwei Artikel veröffentlicht, die auch in „The People's Tribune", herausgegeben von Tang Leang Li, am 1. und 16. Oktober 1932 in englischer Sprache erschienen sind. Der erste Artikel hat die Überschrift: „Wenn ich Tschang Hüe-Liang wäre", der zweite: „Über die japanische Invasion, die Kommunistenkampagne und die Kuomintang". Da beide originelle Gedankengänge aufweisen, die sich inzwischen als sehr richtig herausgestellt haben, so ist es wohl von Interesse, wenigstens den ersten in einem Auszug kennenzulernen. Der Herausgeber.

WENN ICH TSCHANG HÜE-LIANG WÄRE

Seit die japanischen Anschläge auf Jehol bekannt geworden sind, haben die Zentralregierung und die Lokalregierungen täglich Pläne für den Widerstand gefaßt, aber ehe noch die Anfänge eines Widerstandes sich verwirklichten, brachen Zwistigkeiten zwischen der Zentralregierung und den Lokalbehörden aus, was schließlich offenbar wurde durch den Rücktritt Wang Ching-Weis am 7. August und sein gleichzeitiges Rundtelegramm, in dem er Tschang Hüe-Liang, der inzwischen ebenfalls zurückgetreten ist, anklagt.

Wollen also Wang Ching-Wei und Tschang Hüe-Liang, da beide zurückgetreten sind, auf eine Lösung des Jehol-Problems verzichten? Oder können diejenigen, die für die Leitung der militärischen Vorgänge verantwortlich sind, sich durch einen einfachen Rücktritt in den Augen ihrer Landsleute von jeder Schuld reinigen?

Ich möchte zuerst einen genauen Plan für den Widerstand gegen Japan darlegen. Wir müssen uns zunächst klarmachen, daß es in dem Augenblick, in dem Jehol angegriffen wird, unmöglich wird, Peping und Tientsin zu halten. Wenn wir nur die Operationen zu Land in Betracht ziehen, dann ist unsere erste Verteidigungslinie Schanhaikuan, die zweite der Luanfluß. Nun aber liegt der Hafen Tsinwangtau hinter Schanhaikuan, und die große Hafenstadt Tientsin liegt hinter dem Luan-Fluß. Die Japaner können jederzeit Landstreitkräfte an jeden der beiden Plätze senden, und das Landen wäre zehnmal leichter als an dem Fluß hinter Schanghai. Wegen der geographischen Lage könnte also unter diesen Umständen keine noch so große und gut ausgerüstete Armee längere Zeit durchhalten. Noch dazu erstreckt sich gerade in unserm Fall zwischen Schanhaikuan und Peping und Tientsin eine große Ebene, auf der die Japaner ihre Flugzeuge, Tanks und schwere Artillerie einsetzen können, so daß die Gegend noch ungünstiger ist als Tschapei.

Wir sollten nicht damit rechnen, daß der Widerstand gegen die Japaner zwischen Schanhaikuan und Tientsin die Form eines ausgedehnten Kampfes oder einer langen Defensive annimmt, sondern nur, daß man hier gewisse Opfer bringt und die Japaner zwingt, für Peping und Tientsin einen genügend hohen Preis zu zahlen, indem wir unsere Würde als Volk hochhalten. Denn wir müssen uns ganz klar machen, daß das Ziel Japans nicht Peping und Tientsin ist, sondern Jehol, und daher müssen wir gerade in Jehol uns ganz stark verteidigen und uns gerade dort auf einen langen Kampf vorbereiten. Der Grund dafür ist, daß Jehol, wenn es an Japan gefallen ist, nie zurückerobert würde, während im Fall von Peping und Tientsin der Tag einer eventuellen Rückeroberung notwendig kommen muß. Wenn ich Tschang Hüe-Liang wäre und Vorbereitungen für den Widerstand gegen die Japaner zu treffen hätte, würde ich zunächst mein Hauptquartier nach Kalgan in Schansi verlegen, und

gleichzeitig im Norden von Tschuyungkuan mit der allmählichen Anhäufung eines Vorrats von militärischen lebensnotwendigen Dingen und eines Wagenparks der Peping-Liauning-Eisenbahn beginnen. Ich würde nur eine beschränkte Anzahl von Truppen zur Verteidigung von Schanhaikuan, Tsinwangtau, Landschou, Tientsin usw. zurücklassen, die sich nach angemessenem Widerstand über Lingkou, Hifengkou und Kupekou hinter die Große Mauer zurückziehen würden. Die Truppen, die jetzt an der Grenze von Jehol stehen, müßten sofort nach Tschauyang gesandt werden, und es müßten alsbald Maßregeln getroffen werden, um Verkehrswege zwischen Tschauyang, Lingyüan und der Stadt Jehol einzurichten. Da der ganze Osten und Süden der Jeholprovinz gebirgig ist, könnten die Japaner einerseits weder ihre Tanks noch ihre schwere Artillerie einsetzen, andererseits könnten auch ihre Flugzeuge nur unter Gefahren operieren. Die Paßkastelle Hifengkou, Kupekou und Nankou sind natürliche Verteidigungsplätze; wenn sie von 10- oder 20000 Mann besetzt wären, müßten die Japaner an jedem dieser Orte mehr als das Doppelte einsetzen, ehe sie zu einem wirkungsvollen Angriff schreiten könnten. Wenn nur Jehol gehalten werden kann, sind wir bereit, Peping und Tientsin zu opfern, und wenn die, die Macht haben, die notwendigen Vorbereitungen treffen und absolut entschlossen sind, ist es sicher möglich, Jehol zu halten.

Wenn man mich fragt, warum das Hauptquartier in Kalgan sein soll, so antworte ich, wenn später Peping und Tientsin aufgegeben sind, so werden damit die in Jehol und Tschahar in der Inneren Mongolei stehenden Heere von der Zentraloperationsbasis abgeschnitten und müssen sich wegen aller notwendigen Erfordernisse nach Schansi wenden. Kalgan ist mit dem Zug nur wenige Stunden von Tatung entfernt, von dort gibt es eine Autostraße, auf der man Taiyüan, die Hauptstadt von Schansi, in einem Tag erreichen kann; in Taiyüan aber gibt es ein mehr oder weniger modern eingerichtetes Arsenal, von dem aus man die Front mit Munition versehen kann. Deshalb erscheint Kalgan als der beste Platz für das Hauptquartier.

Der nächste Schritt bezieht sich auf die militärischen Fonds. Dieser Punkt hat gerade zu den gegenwärtigen Zwistigkeiten zwischen der Zentralregierung und den hiesigen Lokalbehörden geführt. Nun, ich bin nicht genau unterrichtet über die Frage, wieviel Leute Tschang Hüe-Liang jetzt gerade unter sich hat und wieviel Geld erforderlich ist, wenn Feindseligkeiten eintreten. Nach den Darstellungen in der japanischen Presse hat Tschang, abgesehen von Jehol, im ganzen 150000 Mann. Ich weiß, daß die Summe, die monatlich in Peping für Militärunkosten ausgesetzt ist, 4100000 Dollar beträgt. Als die 19. Armee, im ganzen 30000 Mann (ohne die 88. oder 87. Division), in militärischen Kämpfen vor Schanghai lag, gab die Zentralregierung monatlich 500000 Dollar für ihre Unkosten aus. Wenn man dies als Vergleichspunkt nimmt, dann sind 4100000 Dollar im Monat für den Unterhalt von 150000 Mann wirklich sehr viel. Ehe wir jedoch authentische Darstellungen gesehen haben, können wir nicht sicher sein, ob die obigen Darlegungen den Tatsachen entsprechen. Wenn ich Tschang Hüe-Liang wäre, so würde ich die Zentralregierung ersuchen, jemand zu entsenden, der die Zahl der Soldaten sowie die der Gewehre und der militärischen Mittel meiner Truppen kontrolliert und die gesamten Organe für die Staatseinkünfte Nordchinas zu übernehmen hat. In Zeiten von Feindseligkeiten müßten dann die militärischen Ausgaben, Munition und all die andern Erfordernisse in großzügiger Weise, wie es den nationalen Streitkräften zusteht, von der Zentralregierung gestellt werden — wie es ja auch im Fall der 19. Armee geschehen ist, als diese vor Schanghai kämpfte. Wenn es Tschang Hüe-Liang wirklich Ernst ist mit seiner Absicht, den Japanern Widerstand zu leisten, so wird er die hier vorgeschlagene Haltung keineswegs als für ihn unvorteilhaft empfinden, denn wenn ein solcher Widerstand wirklich begonnen hätte, dann könnte in gar keiner Weise mehr die Rede davon sein, das Peping-Tientsin-Gebiet oder Hope als seine Einflußsphäre zu halten. Wenn er sich möglicherweise nach Jehol und Tschahar zurückzieht, so müßte er sich wegen finanzieller Unterstützung auf die Zentralregierung verlassen, und das würde eine gute Gelegenheit für ihn sein, andern Armeen ein gutes, nachahmenswertes Beispiel zu geben. Er braucht nicht zu fürchten, daß die Regierung nicht bereit sei zu zahlen, wenn es

nötig ist; wenn er nur selbstverleugnende Entschlossenheit gegen die Japaner zeigt, dann wird das ganze Land sich zu seiner Unterstützung zusammentun. Ganz gleich, wer auch in der Regierung ist, niemand würde wagen, ihm entgegen zu sein.

Wenn Tschang Hüe-Liang wirklich so handelt, dann wäre es weder für ihn, noch für Wang Ching-We notwendig, vom Amt zurückzutreten. Dann gäbe es wirklich einen Hoffnungsstrahl für die Republik China!

KLEINE NACHRICHTEN

Die chinesische Buchhandlung Hiën Dai in Schanghai, in deren Verlag bereits Übersetzungen von Goethes „Faust" und „Die Leiden des jungen Werthers" erschienen sind, hat im Goethe-Jubiläumsjahr eine Übersetzung der Mignon-Episode aus „Wilhelm Meisters Lehrjahre" herausgebracht. Für die Übersetzung zeichneten Yü Wen-Bing und der bekannte Goethe-Übersetzer Guo Me-Jo.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Dubs, Homer H.: Hsüntze. The Moulder of Ancient Confucianism. Verlag von A. Probsthain, London 1927 (Probsthains Oriental Series Vol. XV), XXXI und 308 S.

Sün Kuang — bis vor kurzem im Westen unbekannt, in China selbst verkannt — war einer der umfassendsten und systematischsten Geister der vorchristlichen Zeit. Sein Werk vermittelt aufschlußreiche Erkenntnisse sowohl für die geistigen Widersprüche in der letzten Konvulsion am Vorabend der einigenden Umgestaltung Chinas unter Tsin Schï Huang Di als auch für das ursprüngliche Antlitz des Konfuzianismus vor und seine Gesichtsveränderung nach dem Antritt der unbestrittenen Herrschaft im geistigen Leben zweier Jahrtausende.

Dubs, der gleichzeitig mit dem vorliegenden Band eine Auswahl der Werke veröffentlichte, versucht hier in engster Anlehnung an die neuesten chinesischen Forschungen (besonders Hu Schï) zu zeigen, wie irreführend die schlagwortartige Gleichung ist: Sün Dsï = das ursprünglich Böse in der menschlichen Natur. Obwohl wesentlich für die philosophische Untermauerung der konfuzianischen Ideen, genau so wie seine Logik und Psychologie, ist diese These nur in ihrer positiven Formulierung charakteristisch für Sün Dsï und dennoch nicht der Kernpunkt seiner Lehre.

Sün Dsï hatte das gleiche zentrale Ziel vor Augen wie Konfuzius: Bewahrung der alten feudalen Gesellschaft vor dem Untergang durch Reform und Aufrichtung einer unerschütterlichen moralischen Autorität. Seine Mittel waren aber andere. Seit dem Tode des Meisters entstand eine Reihe von philosophischen Schulen, die, begünstigt von der fortschreitenden Auflösung aller althergebrachten Seins- und Denkformen, unermüdlich alle Normen zerpflückten und so die Zersetzung förderten. Man mußte den Feind also auf eigenem Gebiet schlagen, sich seiner Waffen bedienen. Daher die ungemein interessanten Auseinandersetzungen mit den Hauptgedanken der Zeit. War die ursprüngliche Natur des Menschen gut, wie der demokratische Mong Dsï lehrte, dann brauchte man nicht das moralische Regulativ der Sitten (Li), und ihre berufenen Hüter, die Konfuzianer, waren samt ihren heiligen Büchern überflüssig. War aber die ursprüngliche, von Kultur unberührte Anlage des Menschen schlecht und alles Gute nur Menschenwerk, so war damit zwangsläufig die Notwendigkeit einer Erziehung im weitesten Sinne des Wortes gegeben.

Da für Gott im Gedankengebäude der Konfuzianer kein Raum übrig war, konnte diese Erziehung nur eine gesellschaftlich-autoritäre sein, mit einer patriarchalischen Regierung nach dem Muster der alten Weisen, deren Wirken im Kanon übermittelt war. Sün Dsï lehnt alle Metaphysik ab (gegen die Taoisten), jede spitzfindige Begriffsspalterei und Wissenschaft um ihrer selbst willen, weil dies alles zu nichts führe und nur vom zentralen Problem ablenke: der Mensch als harmonisches Glied der Gesellschaft. Den Anhängern der einigenden Liebe (Mo Di) aber versuchte er zu beweisen, daß eben die Aufrechterhaltung der Klassenunterschiede und die Bescheidung auf seinen ihm zukommenden Anteil in der gesellschaftlichen Schichtung den Menschen vor dem gegenseitigen Kampf, das Land vor dem Untergang in